

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch April bis Juni 2018 *[Andrea Herrmann]*
- S.9 Der Klaubengel *[Karl Farr]*
- S.10 Lucky Lutz *[Mona Ullrich]*
- S.12 Untergang *[Jörg Reinhardt]*
- S.13 Begegnung mit einem Friedhof *[Holger Hartenstein]*
- S.14 Schritte ins Dunkel *[Eleonore Zorn]*
- S.16 ein rendezvous in der luft *[SAID]*
- S.18 Die Suche *[Jordanis Paraskevopoulos]*
- S.19 Das Sinn-Unsinn-Gedicht; Keine Kriege mehr; Tief in mir *[Pawel Markiewicz]*
- S.22 Rezension: „Die Windredli der Madame Surprise“ von Kathrina Redmann *[A.H.]*
- S.24 Rezension: „Wer liest, kommt weiter“ von Friedrich Denk *[Eleonore Zorn]*
- S.25 Rezension: „Die Preisrede“ von Manfred Kern *[Andrea Herrmann]*
- S.27 Rezension: „Verzeihen Sie, ist das hier schon die Endstation?“ von Erika Pluhar *[E.Z.]*
- S.29 Rezension: „Jahre im September“ von Marko Ferst *[Andrea Herrmann]*
- S.31 Wettbewerbe *[Andrea Herrmann]*

Liebe Leserin, lieber Leser,

während hier das Juli-Veilchen entsteht, arbeite ich gleichzeitig auch an der Veilchen-Anthologie. Inzwischen habe ich die Texte auf zwei Bände aufgeteilt: Der erste Band umfasst die lyrischen und poetischen Texte. Im zweiten Band folgen die traurigen, gruseligen, lustigen und philosophischen Texte. Der erste Band erscheint am 31.10.2018 bei Neobooks.

Andrea Herrmann

Titelbild von Maik Ziemer.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50€ in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder als E-Book erworben bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch April bis Juni 2018

In diesem Frühlingsquartal dominierte bei mir die Science Fiction, insbesondere die Luna-Chroniken.

Aschenputtel muss den Boden schrubben, hat kein angemessenes Kleid und kann nicht tanzen. Darum darf sie nicht auf den Ball des Prinzen. Linh Cinder dagegen, das Aschenputtel aus Marissa Meyers Science-Fiction-Märchen *„Wie Monde so silbern“* wäre froh, wenn das ihre einzigen Probleme wären. Zum Fest zu gehen wäre sogar möglich. Prinz Kai (gesprochen als Ka-i) hat sie als Ehrengast eingeladen. Aber Cinder plant für diese Nacht ihren Ausbruch in ein neues Leben: In einem altmodischen, kürbisfarbenen Benzinauto vom Schrottplatz wird sie aus Neu-Peking flüchten. Seitdem ihre Stiefmutter sie als Versuchskaninchen an ein medizinisches Labor verkauft hat und die mächtige, böartige Königin Levana der Lunarier (Königreich Luna auf dem Mond) sie erblickt und ihr Geheimnis erkannt hat, muss sie um ihr Leben fürchten. Und der Prinz wird ihr nicht helfen, wenn er erst ihre Geheimnisse erfährt... Also, Cinder wäre wirklich froh, wenn es nur am Kleid läge! Als sie dann doch in einer ziemlich gewagten, zerknitterten und verschmutzten Aufmachung auf dem Ball erscheint, um ihren Prinzen vor einer tödlichen Gefahr zu warnen, wird sie selbst beinahe ermordet. Sie kann Levanas Magie nur darum widerstehen, weil sie Lunarierin und ein Cyborg ist („zu 36,28% nichtmenschlich“). Niemals wird sie Kais Blick vergessen, als sie ihren Fuß verlor und er erkannte, dass er einem Cyborg vertraut hatte!

Zwischen dem Tag, an dem Kai der Mechanikerin Cinder („beste Mechanikerin Neu-Pekings“) seine Androidin zur Reparatur bringt und dem funkensprühenden Showdown auf dem Ball liegen Wochen der Angst, Enthüllungen, aber auch der Nähe und Bündnisse. Cinder lernt nach und nach, wer sie wirklich ist. Dies schmerzt sie sehr. Denn Cinder ist gar kein Mensch. Und doch sehr menschlich: Sie verliebt sich in den Prinzen.

Überschattet wird die zarte Liebesgeschichte durch mehrere Tragödien: Die blaue Pest fordert immer mehr Todesopfer, darunter auch das Leben des Kaisers des asiatischen Staatenbundes und von Cinders Lieblingsschwester. Kai folgt seinem Vater auf den Kaiserthron und soll die grausame Königin Levana heiraten, um einen Krieg der Lunarier gegen die Erde abzuwenden. Diese Geschichte geht unter die Haut: tödliche Bedrohungen und zarte Liebe, Cinders Leben mit ihren Geheimnissen. „Sie hatte keine Rechte, kein Eigentum. Sie war nur ein Cyborg.“ Sobald der Prinz davon erfährt, wird es mit der Liebe vorbei sein. Das hält Cinder auf Abstand. Zuletzt muss sie ihre Identität offenbaren, ihre Flucht aufschieben und ihr Leben riskieren, um ihren Prinzen zu retten. Und sie tut es. Das Ende ist offen, Cinder auf der Flucht. Aber das war nur der erste Teil der Luna-Chroniken!

Im zweiten Band *„Wie Blut so rot“* der Luna-Chroniken von Marissa Meyer befindet sich Linh Cinder auf der Flucht und dadurch die Welt in tödlicher Gefahr. Die Mondkönigin Levana droht der Erde mit Krieg, falls das junge Mädchen nicht gefunden wird. So wie wir Levana kennen, ist das aber nur ein Vorwand.

Cinder flieht aus dem Gefängnis und wird dabei begleitet von ihrer Zufallsbekanntschaft, dem Kadetten Carswell Thorne, der sich gerne „Kapitän“ nennen lässt. Der eingebildete Schönling

redet zu viel, aber er hat ein Raumschiff gestohlen, mit dem sie nun ins Weltall flüchten und schließlich nach Frankreich.

Dort kreuzen sich nicht zufällig ihre Wege mit denen von Scarlet und Wolf. Scarlet Benoit ist die Enkelin von Michelle Benoit, der Frau, die damals half, Cinder als Kind vom Mond zu retten und in einem unterirdischen Labor ihre verbrannten Körperteile durch Metallgliedmaßen zu ersetzen. Diese Operationen müssen Jahre gedauert haben und darum kann sich Cinder nicht an ihre Kindheit in Europa erinnern!

Scarlets Großmutter wurde nun entführt, und zunächst kann sie sich gar nicht erklären, wer eine Bäuerin von ihrem Hof bei Toulouse kidnappt und wozu. Zunächst scheint es so als sei eine Bande hinter Lösegeld her. Scarlet lernt Wolf nicht zufällig kennen. Er besucht täglich eines der Restaurants, die sie beliefert, und hilft ihr bei einer Schlägerei. Anschließend bittet er sie um einen Job, doch sie lehnt ab. Ihr ist dieser Mann, der seinen Lebensunterhalt mit brutalen Kämpfen verdient, unheimlich. Trotzdem fasziniert sie, dass er gleichzeitig gewalttätig und schüchtern ist.

Doch dann trifft sie sich erneut mit ihm, als sie einen Hinweis erhält, dass die Entführer ihrer Großmutter dieselbe Tätowierung tragen wie er. Tatsächlich gehörte er zu derselben Bande, hat sie aber vor einigen Wochen verlassen. Behauptet er zumindest. Er verspricht Scarlet, sie zu ihrer Großmutter zu bringen, und führt sie direkt in eine Falle. Warum nur hat sie ihm vertraut? Scarlet sitzt im Kerker des Ordens der Wölfe fest und muss damit rechnen, dass man sie foltert, um ihre Großmutter endlich zum Reden zu bringen. Diese hat ihre eigene Tortur nämlich tapfer überstanden.

Durch den Verrat ihrer Stiefmutter kann die Staatsmacht Cinder ausfindig machen und sie wird von Polizisten gestellt. Doch genau in dem Augenblick, als die Lage für Scarlet und Cinder ausweglos erscheint, überschatten schreckliche Geschehnisse alles andere, so dass beiden die gemeinsame Flucht gelingt: Der Orden der Wölfe erhält von Königin Levana den Befehl zum Angriff. In Dutzenden Großstädten rund um den Globus werden wahllos Menschen getötet. Da Cinder wieder entkommen ist, bleibt König Kaito vom Asiatischen Staatenbund nur noch eine Möglichkeit, Levana zu besänftigen: Er verlobt sich mit ihr. Sofort enden die Angriffe.

Inzwischen sind Cinder, Scarlet, Wolf und Thorne mit ihrem Raumschiff geflohen, und Cinder muss den Gefährten offenbaren, dass sie Prinzessin Selene ist, die vermisste Nichte von Levana. Sogar das Raumschiff reagiert zunächst mit einem ungläubigen „Verarbeitung fehlgeschlagen“. Auch Thorne glaubt an einen Scherz, während Wolf Cinder als der wahren Königin von Luna seine Treue schwört.

Erst als ich die ersten Sätze des dritten Teils las, ging mir auf, dass auch der zweite Teil sich an ein Märchen anlehnen muss. Der Bezug ist allerdings nicht so klar aufgezeigt wie im ersten und dritten Teil (Aschenputtel und Rapunzel). Ich musste etwas überlegen, dann fiel es mir ein: Rotkäppchen. Die rothaarige Scarlet vertraut auf dem Weg zu ihrer Großmutter dem bösen Wolf. Scarlet liefert auch Essen aus. Und sie versucht, ihre Großmutter aus dem Kerker der Wölfe zu befreien.

Der Roman endet mit einem Cliffhanger, aber in der Zwischenzeit konnte ich mir ja den dritten Band besorgen! Es ging also gleich weiter...

„*Wie Sterne so golden*“ ist also der dritte und noch nicht letzte Band der Luna-Chroniken von Marissa Meyer. Inzwischen befindet sich nicht nur Linh Cinder, sondern auch Scarlet auf der Flucht vor der mordlüsternen Mondkönigin Selene. Zu ihnen gesellt sich in diesem dritten Band die Hackerin Crescent Moon, kurz Cress. Solche Lunarier ohne magische Fähigkeiten

nennt man auf Luna „Hülle“. Sie gelten als gefährlich, weil sie nicht manipulierbar sind. Darum sollte Cress eigentlich gar nicht mehr leben. War sie nicht ihren Eltern kurz nach der Geburt weggenommen worden, um getötet zu werden? Zunächst glauben wir, dass sie nur wegen ihrer technischen Begabung noch lebt. Doch das kommt zeitlich nicht hin, wie wir erfahren werden. Nein, man hat die Hüllen nicht getötet, sondern... Aber das will ich nicht verraten. Cress jedenfalls lebte acht Jahre lang in fast völliger Isolation in einem Satelliten, der um den Mond kreist. Dort konnte sie zwar über das Internet das Leben der Lunarier und Erdbewohner verfolgen, aber nicht daran teilnehmen. In dieser Zeit brauchte sie weder Schuhe noch einen Friseur. Ihre Haare sind so lang, dass sie sie zu bodenlangen Zöpfen flicht und sich darin einwickeln kann. Ihr Kontakt zur Außenwelt bestand in den seltenen, gefürchteten Besuchen der Thaumaturgin Sybil. Doch nun ist es Cress gelungen, Kontakt zu Linh Cinder aufzunehmen, und diese kommt, um Cress zu holen! Rapunzel soll den Turm verlassen und ausgerechnet Carswell Thorne, ihr Held, ist mit von der Partie!

Leider erfolgt die Abholung von Cress überhaupt nicht glatt. Sybil und ihr Wächter vereiteln die Flucht. Als Folge einer chaotischen Schießerei und dem Kampf der biomagnetischen Wellen, verteilen sich die Teams neu: Scarlet wird von Sybil nach Luna entführt, Cress und Carswell stürzen mit dem Satelliten in der afrikanischen Wüste ab, während Cinder, der lunarische Wächter und der verletzte Wolf medizinische Hilfe bei Doktor Erland in Afrika suchen. Dort finden sich die Freunde wieder und schmieden einen Plan, um die Hochzeit zwischen Kai und Levana zu verhindern. Noch immer hofft Kaiser Kai, dass er durch sein Opfer nicht nur einen Krieg gegen die Erde verhindern kann, sondern auch in den Besitz des Gegenmittels gegen die „blaue Pest“, die Letumose, gelangen kann. Doch dazu kommt es nicht. Als die Soldaten des Staatenbundes erneut daran scheitern, Cinder zu verhaften, lässt Levana die ganze afrikanische Stadt vernichten, die Cinder unterstützte. Wenige Stunden vor der Heirat entführen unsere Freunde Kai ins Weltall. Und jetzt?

Viele Menschen starben bereits durch Letumose, durch die lunarischen Wolfskrieger und Levanas Racheaktionen. Was wird die böse Königin nun tun, nachdem ihr Heiratsplan vereitelt wurde? Und kann Cinder wirklich auf Luna die Herrschaft an sich reißen und Levana stürzen? Das erfahren wir leider erst im vierten Band, also im nächsten Quartal.

Das Schicksal von Cress folgt dem Plot des Rapunzelmärchens: Sie lebt in ihrem Satelliten, fern der Menschen, durch die böse Hexe Sybil bewacht. Dann kommt ihr Prinz, er schneidet ihre Haare ab (kleine Abweichung vom Original), beim Absturz mit dem Satelliten verliert Thorne sein Augenlicht und muss lange blind auf der Erde umherwandern, bis er durch Cress' Augentropfen vermutlich wieder sehen kann. Doch so weit sind wir leider noch nicht.

Nun fehlt uns noch der vierte Band „*Wie Schnee so weiß*“, den ich schon zu lesen begonnen habe. Na, wenn das nicht Schneewittchen wird! Als Vorgeschichte gibt es auch noch einen Roman über Levanas Biographie. Bisher wissen wir über sie vor allem, dass sie bereits verheiratet war. Vielleicht ist ihre Grausamkeit die Folge schwerer Enttäuschungen? Das werde ich weiterverfolgen, denn Marissa Meyers Science-Fiction-Märchen vereinen die Kraft echter Märchen mit der Dramatik interstellarer Vernichtungskriege.

Weniger spektakulär, dafür eher alltäglich-bizarrr geht es in „*Britt-Marie war hier*“ von Fredrik Backman zu. Die Wirtschaftskrise hat das Land fest im Griff. Männerkarrieren gehen den Bach herunter und damit auch das Dorf Borg und Britt-Maries Ehe. Ihr Leben lang war Britt-Marie

für andere da, putzte für sie und hielt ihnen den Rücken frei, um als Gegenleistung ein wenig beachtet zu werden. Um Liebe ging es ihr gar nicht, sondern nur darum, gesehen zu werden. Nun streift sie ihren Ehering ab und sucht mit Vehemenz nach einer Arbeit. Irgendeine. In ihrem Alter und während der Wirtschaftskrise gar nicht einfach! Der jungen Dame auf dem Arbeitsamt geht sie mit ihren Listen, ihrer autistisch anmutenden Genauigkeit und ihrer sozialen Inkompetenz schrecklich auf die Nerven. Doch schließlich bekommt sie eine schlecht bezahlte Stelle für einen Monat im Dorf Borg. Sie wird Hausmeisterin des Jugendzentrums, das demnächst geschlossen werden soll.

Als sie ankommt, knallt ihr zuerst mal ein Fußball an den Kopf und zertrümmert die Tür ihres Autos. Das Jugendzentrum muss dringend geputzt werden. Mit Natron und Faxin ausgestattet macht Britt-Marie sich ans Werk. Doch sie wird auch als Trainerin der örtlichen Jugend-Fußballmannschaft gebraucht. Sie hat zwar keine Ahnung von diesem Sport, doch „Fußball ist instinktiv“.

In Borg findet sie neue Menschen, für die sie da sein kann. Aber auch einen Balkon für sich und für ihre Blumen, die sie aus Mitleid vom Müll gerettet hat. Einen Balkon, der ihr allein gehört, aber auf dem sie nicht allein ist, sondern Teil der Welt außerhalb des Hauses.

Britt-Marie macht völlig neue Erfahrungen mit ihren Mitmenschen, die sie verstören, aber auch weiterbringen. Beispielsweise als die Jugendlichen im Jugendzentrum ein Fußballspiel im Fernsehen ansehen: „Britt-Marie irrte durch das Jugendzentrum wie ein unglückseliger Geist, dessen Grab jemand geöffnet hat, um darin eine Disco aufzumachen.“

Auch hier putzt Britt-Marie das Leben aller durch. In der Pizzeria-Postamt-Autowerkstatt beispielsweise. Und dann spielt sich folgende Szene mit zwei Stammgästen ab:

„Dürfte ich Sie bitten, sich erst die Schuhe abzutreten“, fordert Britt-Marie sie umgehend auf. „Was?“, sagen die Männer.

„Ich habe soeben die Böden gewischt, wissen Sie“, informiert sie Britt-Marie.

Sie tun, was sie sagt. Möglicherweise eher durch den Schock als aus Wohlwollen.

„So. Und wie können wir Ihnen behilflich sein?“, fragt Britt-Marie, als sie wieder da sind.

„Kaf...fee?“, bringen die Männer zögernd hervor und sehen sich um, als ob sie gerade in eine Parallelwelt gestiegen wären, wo es genau so eine Pizzeria gibt wie die, in der sie normalerweise ihren Kaffee trinken, nur in sauber.

In Borg bemüht sich der Polizist Sven um Britt-Marie, und als ihr Noch-Ehemann Kent reumütig anreist um sie zu holen, kommt es sogar zu einer Schlägerei zwischen den beiden Männern.

Als nächstes wird die Pizzeria überfallen und das ruiniert Britt-Maries Liste für den Tag. Da versteht sie keinen Spaß! Sie schlägt den Räuber resolut in die Flucht und beeindruckt die anderen und sich selbst durch ihren Mut. Dabei hat er einfach nicht in ihre Pläne für den Tag gepasst!

Zuletzt geschieht das Schlimmste, was den Geschwistern Vega und Omar passieren konnte: Sie verlieren nach ihrer Mutter auch noch ihren großen Bruder Sami. Nun brauchen sie Hilfe, doch es ist nicht Britt-Marie, die ihnen helfen kann. Das Dorf Borg ist schneller. Sie erkennt, dass niemand sie wirklich braucht. Das ist irritierend, aber auch befreiend. Aus Samis Schicksal lernt sie, wie tödlich es sein kann, seinen Freunden alles zu verzeihen und einen Menschen selbst dann zu lieben, wenn er es nicht verdient. Und darum wagt sie eine lang ersehnte Reise. Dieser schrullige Roman macht süchtig!

„*Wolke 7 ist auch nur Nebel – Moyas Liebesexperiment*“ von Mara Andeck behandelt Fragen wie: Was ist Liebe? Wie entsteht sie? Lässt sich dieses Gefühl steuern oder vorhersagen? Dies

untersucht ein mehr oder weniger wissenschaftliches Experiment. Drei Forscher treten gegeneinander an: Dr. Body, Dr. Soul und Dr. Love.

a) Laut Dr. Body geht es einfach um Sex, Attraktivität, Hormone, körperliche Nähe und schon meldet sich die Paarungsbereitschaft ganz von selbst. Menschen passen aufgrund ihrer genetischen Kompatibilität zueinander. Dies lässt sich messen und vorhersagen anhand der Blutgruppe, weiterer körperlicher Eigenschaften und daran, dass jemand den Schweiß des anderen gerne riecht.

b) Laut Dr. Soul führen emotionale und persönliche Übereinstimmungen dazu, dass man einander mag und Harmonie entsteht: eine ähnliche Herkunft, ähnliche Erfahrungen, ähnliche Einstellungen zum Leben. Dies lässt sich anhand biographischer Merkmale und eines Fragebogens herausfinden. 36 magische Fragen führen dazu, dass Menschen einander persönlich näherkommen und sich zwangsläufig verlieben.

c) Laut Dr. Love bringen gemeinsame emotionale Erlebnisse wie eine Achterbahnfahrt einander näher, körperliche Nähe und eine Prise Kuschelhormone, und schon ist die Liebe da.

Moya glaubt gar nicht an die Liebe. Die Liebe ist für sie eine Sage wie der Yeti, ein schrecklicher PR-Gag. Eigentlich hat die Liebe ein Definitionsproblem. Meist handelt es sich einfach nur um Sex. Oder um eine Illusion.

Luke, der Kameramann des Forschungsinstituts, sieht es so: Liebe ist eine Entscheidung. Niemand ist perfekt und keine Beziehung ist perfekt. Aber irgendwann beschließt man einfach, dass man es mit genau diesem Menschen durchzieht. Seine Freundin macht es ihm jedoch sehr schwer. Sie gestaltet sein Leben um und weckt absichtlich immer wieder seine Eifersucht.

Nur wegen des Teilnehmerhonorars nimmt Moya an dieser Studie teil, denn die Liebe interessierte sie noch nie. Nun ist Moya schon seit Wochen in dieses Liebesexperiment eingespannt und beschäftigt sich darum zwangsläufig mit der Partnerschaften. Sie fühlt sich schließlich weichgekocht und bereit, sich doch noch zu verlieben. Doch es sind nicht die drei männlichen Kandidaten, die die Forscher anhand von wissenschaftlichen Passkriterien für sie ausgewählt haben. Denn was nutzt die intellektuelle Übereinstimmung mit Maximilian, die Sympathie für Ole oder die erotische Anziehung von Jaro? Müsste der Traummann nicht alle drei bieten?

Was keiner außer dem Leser vorausgesehen hat, passiert: Moya verliebt sich ausgerechnet in Luke, den Kameramann, der gar nicht zur Auswahl stand. Mit ihm kann Moya tiefsinnige Gespräche führen, er beantwortet ihre 36 Fragen, unterstützt sie, indem er ihr den Sinn des Experiments offenbart und ihr konspirativ sein Handy leiht. Als es dann auch noch erotisch knistert zwischen ihnen, zieht Moya sich zurück. Schließlich hat Luke eine Freundin!

Am Ende müssen aber alle einsehen: Liebe ist was sie ist. Sie lässt sich nicht erklären, nicht vorausberechnen und nicht künstlich erzeugen. Die Liebe existiert aber definitiv, denn man kann sie fühlen. Es garantiert nur keiner, dass sie erwidert wird oder dass sie für ewig hält.

Obwohl das Ergebnis der Geschichte nicht allzu sehr überrascht, ist es trotzdem schön, in diesem Buch die zynische Moya bei der Entdeckung der Liebe zu begleiten. Eingeflochten sind verschiedene wissenschaftliche Theorien über die Liebe, ein Blick hinter die Kulissen nicht nur von Forschungsprojekten, sondern auch von Casting-Shows, und die meisten Personen sind sympathisch und zaubern der Leserin ein Lächeln aufs Gesicht. So viele nette Menschen

auf einem Haufen! Die einzelnen Ekelpakete fungieren hier als Kitt, der die Netten nur noch mehr zusammenschweißt. Ein schönes Buch!

Die Enttäuschung des Quartals war *„Der lange Krieg – Eine Welt ist nicht genug“* von Terry Pratchett und Stephen Baxter. Natürlich bin ich selbst schuld, wenn ich den zweiten Band vor dem ersten lese, und mich dann über die ständigen Verweise auf frühere Abenteuer ärgere. Aber ich fürchte, die waren auch nicht spannender als im zweiten Band. Man sollte dieses langatmige, moralisierende Buch nicht wegen seiner Figuren oder der Handlung lesen, sondern wegen dem Interesse an Terry Pratchetts Überlegungen dazu, was passieren würde, wenn es nicht nur eine Erde gäbe, sondern beliebig viele. Wie wir alle wissen, werden wir die aktuelle Erde – bei Pratchett als „Datum“ bezeichnet – irgendwann kaputt gewohnt haben. Würde man in Parallelwelten weitere Universen und Erden entdecken, in die man einfach wechseln kann, dann geschähe dasselbe wie bei der Entdeckung von neuen Kontinenten: Eine Mischung aus Siedler-Familien, Geschäftsleuten, Chaoten und Flüchtlingen würde auswandern und sich eine neue Existenz aufbauen. Besonders lachen musste ich, als ich erfuhr, dass die ersten Siedler die Stadt „Reboot“ bereits verlassen haben, um woanders neu anzufangen. Das Bedürfnis eines Neuanfangs, wenn es einem nicht mehr gefällt, scheint den Menschen im Blut zu liegen.

Die Menschheit machte also „einen Schritt zur Seite“ und bekam eine zweite Chance. Leider wiederholt sich die Geschichte. Die neuen Erden werden genauso ruiniert wie Datum, „bevor die Farbe getrocknet ist“. Sie haben es sogar geschafft, eine der Erden durch eine Atombombe zu zersprengen! Ansonsten gibt es in den neuen Welten natürlich ebenfalls Verbrechen, Streuner, Tierquälerei und Kriege. Die neuen Erden starten einen Unabhängigkeitskrieg gegen Datum, weil sie nicht einsehen, warum sie diesem Planeten Steuern bezahlen sollen, ohne dafür Gegenleistungen erhalten. Sie fühlen sich nicht mehr als Einwohner von „USA auf Datum“.

In diesem Roman tummeln sich einige liebenswerte Helden, deren Innenleben uns allerdings verschlossen bleibt: Josua, der Held und Weltenwanderer, seine schlagkräftige Frau Helen, die burschikose Sally, die sich für die Rechte der Trolle engagiert, und der sympathische Pfarrer Nelson.

Auch die behandelten Themen sind trivial, nämlich dass auf den neuen Erden dasselbe passieren wird wie auf neu entdeckten Kontinenten. Interessantere Fragen werden nur angeschnitten, aber nicht gelöst. Dass Trolle eine Seele haben und irgendwo zwischen Mensch und Tier existieren, das habe ich verstanden. Oder glaube ich verstanden zu haben. Die Frage, ob man eine Seele erschaffen kann, in Form von Künstlicher Intelligenz, würde ich mit „Nein!“ beantworten, aber Pratchetts Antwort kam nicht bei mir an. War sie „ja“?

Andrea Herrmann

Der Klaubengel

Es war früh am Abend und ich saß bei unserem Kiosk unter dem Vordach. Draußen nieselte es. Ich war ganz allein und ich sinnierte so vor mich hin. Ab und an nippte ich an meinem Bier. Nicht lange und ein Junge, ich schätzte ihn auf zwölf, dreizehn, erschien und fragte mich auf Englisch nach Feuer. Sein Kopf war von einer Kapuze verhüllt. Daraus lugte ein schmales, helles Gesicht hervor. Ich reichte ihm mein Feuerzeug, ein massives Werbegeschenk einer Tabakfirma, in der Annahme, dass er sich nun eine Zigarette anzünden wollte. Dabei fragte ich nicht nach seinem Alter, auch hatte ich keine Zigarette in seiner Hand oder im Gesicht gesehen. Er aber steckte das Feuerzeug ein, drehte sich um und rannte weg. Ihm zu folgen, war ich zu überrascht, und wahrscheinlich hätte er mich auch mit Leichtigkeit abgehängt. So blieb mir nichts anderes übrig, als an der Bude Streichhölzer zu kaufen. Da konnte ich meine Zigarette anmachen, die ich mir jetzt drehte.

Als ich am nächsten Tag meinen Freunden davon erzählte, meinten sie, dass ich mein Feuerzeug in Zukunft nicht so schnell aus der Hand geben würde. Es hätte mir auch auffallen müssen, dass der Junge keine Zigarette in der Hand hielt. Außerdem sollte man Minderjährige nicht bei ihren Süchten unterstützen.

Später hörte ich im Radio, dass Jugendliche ein Feuer irgendwo in der Stadt gelegt hatten. Ich hoffte nur, dass mein Feuerzeug dabei keine Rolle gespielt hatte.

Der Junge erschien ein paar Tage später und sprach mich in einer unverständlichen Sprache an. Zumindest meinte ich, dass er es war. Ich sagte nur „Feuerzeug“. Er drehte sich um und war weg.

Seitdem kam der „Klaubengel“ nicht mehr.

Ich nahm mir vor, in Zukunft vorsichtiger zu meinem Gegenüber zu sein und auch das Feuerzeug und anderes nicht aus der Hand zu geben. Man konnte ja auch gegebenenfalls Feuer reichen.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Lucky Lutz

Das Gericht urteilte: „Nicht schuldig. Ihm fehlt die Einsicht in seine Verbrechen.“

Mit diesem Spruch in den Ohren ging Lutz zurück auf die Straße. Er gähnte, denn er war müde. Er war für den ersten Prozess seines Lebens früh aufgestanden und ans Ausschlafen gewöhnt. Außerdem war er hungrig. Zum Frühstück hatte die Zeit gefehlt.

Er ging gleich ins Salto Vitale, ein schummeriges kleines Café am Rande des Stadtparks. Dort traf er immer seine Freunde, die Verbündeten im Kampf gegen Langeweile und Resignation. Vormittags war da noch niemand, den er kannte. Er setzte sich an einen kleinen Tisch vor der Tür und bestellte bei der jungen Studentin, die hier dazuverdiente, einen großen Kaffee mit Milch, viel Milch, und zwei Hörnchen mit Butter.

Die Hörnchen in diesem Lokal waren das Lieblingsgebäck seiner Freundin Melanie, die auch studierte und deswegen die Stadt verlassen hatte. Lutz dachte oft an sie. Er hatte ein gutes Gedächtnis und wusste noch alles, was sie zu ihm gesagt hatte. Sie war jünger als er, aber klüger, seiner Meinung nach. Sie hatte ihm immer wieder geraten, Musiker zu werden. „Du bist hübsch und singst gut“, hatte sie gesagt, „du brauchst nur ein bisschen Gitarrenunterricht.“

Gitarrenunterricht hatte ihm bis vor kurzem sein Freund Frank gegeben, aber der war jetzt tot. Die Freunde von Lutz starben leicht. Sie hatten kein Geld, lebten gefährlich und machten von billigen, oft unbekömmlichen Drogen Gebrauch. Frank hatte selber mit Drogen gehandelt und war von einem Rivalen getötet worden.

„Sie müssen weg von der Straße“, hatte der Richter gesagt, „sonst werden Sie ganz schnell wieder straffällig.“

Aber er lebte doch gar nicht auf der Straße! Er hatte eine eigene Wohnung in dem Gartenhaus eines Altbaus nahe der Innenstadt. Melanie hatte ihm dazu verholfen, als das mit ihr befreundete Studentenpaar, das dort mit seiner Katze gehaust hatte, zerstritten war und nicht mehr weitermachen wollte. Sie hatten die Wohnung schnell loswerden wollen, auch den Großteil des Inventars, deshalb hatte sich Lutz kein Bett und keinen Küchenschrank kaufen müssen. Er schlief unter einer Häkeldecke, die die Vorbewohnerin selbst angefertigt hatte, und er war stolz darauf. Die stammte doch von einer Studentin!

Eine so billige Wohnung war ein Glückstreffer, das hatte der Herr vom Sozialamt gesagt. Lutz hatte sich nicht darüber gewundert, denn er hatte oft Glück, wie ihm schien. Er war nie krank, hatte höchstens einmal einen Schnupfen, er fand leicht Anschluss, und er hatte keine Geldsorgen. Die Sozialhilfe hätte ihm genügt, aber er konnte auch immer zu seiner Freundin Ulli kommen, die als Bardame gut verdiente. Sie war schon zufrieden, wenn sie ihm durch die welligen blonden Haare streichen konnte.

Angefasst werden war nicht immer erträglich. Männer versuchten es oft und boten ihm dabei Geld an. Er wusste, was sie von ihm wollten, und er schreckte davor zurück, denn seine Freunde hätten ihn dann verachtet.

Nach dem Frühstück ging er in das Hinterzimmer des Cafés und machte sich am Billardtisch zu schaffen, aber es machte ihm nicht viel Spaß, denn um diese Zeit war noch niemand da, der ihn hätte bewundern können.

Bewundern ließ sich Lutz gern. Bewunderung wärmte ihn. Dann fühlte er sich zugehörig, und das war keine Selbstverständlichkeit für einen jungen Mann, der im Heim aufgewachsen und

von Pflegefamilie zu Pflegefamilie geschoben worden war. Fast alle hatten in der Schule mehr gelernt als er. Er war ein Außenseiter in einer Welt, die ihm ungeheuer groß und kompliziert erschien. Er wusste nicht einmal, was er durfte und was nicht, da hatte der Richter nicht Unrecht. Aber dass er in Läden nichts ohne Bezahlung mitnehmen durfte, das hatte er gewusst. Er sah es nur nicht ein. Er wollte seiner lieben Ulli doch auch einmal einen schönen Ring schenken!

Er ging zurück in seine Wohnung, räumte ein bisschen auf und legte sich dann hin auf ein Schläfchen. Was sonst konnte er so früh am Tag tun?

Er schlief zwei Stunden und träumte dabei viel. Als er erwachte, nahm er das Notizbuch zur Hand, das ihm Melanie geschenkt hatte, damit er seine Träume aufschreiben konnte. Es stand nicht viel drin. Nicht einmal Melanie wusste, dass er kaum schreiben konnte. Das war ein Grund, warum er so schwer Arbeit fand. Der andere war seine Unzuverlässigkeit. Lutz hatte und wollte keine Uhr. „Ich lass mich nicht gerne hetzen“, sagte er, wenn sich jemand darüber wunderte.

Wozu Träume aufschreiben? Seine Träume waren oft scheußlich. Er wurde verfolgt, er litt Durst, er stürzte aus großer Höhe. Melanie redete viel mit ihm darüber. Melanie fand Lutz interessant, und das war ein Ansporn.

Er nahm seinen teuren schwarzen Füllfederhalter, das Geschenk einer anderen, älteren Bardame, der er von seinem Traumtagebuch erzählt hatte, und kritzelte mit der Zunge zwischen den Lippen: „Ich habe geträumt. Dass ich in die Hose mache und das Bett versaue. Und dann hat es meine Mutter bemerkt. Meine Mutter war wieder da und schrie mich an. Ich will sie nie wiedersehen.“

Seine Mutter hatte ihn und seine Schwestern und seinen alkoholkranken Vater verlassen, als er zehn Jahre alt war. „Wir brauchen sie nicht!“, hatte sein Vater gesagt. „Die soll nur wegbleiben!“

Es tat nicht gut, von ihr zu träumen. Das war immer so. Allein schon ihr Name brachte Unglück. Dann fiel zum Beispiel leicht etwas auf den Boden und ging zu Bruch. Lutz sprach diesen Namen nie aus. Vielleicht würde er einmal Melanie seine Träume vorlesen und sich von ihr trösten lassen.

Er ging wieder zum Salto Vitale und schaute sich um. Zwei Leute saßen am Tresen und winkten ihm. Freunde. „Na, haben sie dich laufenlassen?“ „Ja, aber ich soll von der Straße weg. Das hab ich nicht ganz verstanden.“ „Das haben die schon zu hundert Leuten gesagt.“

Er bestellte eine Flasche Sekt und stieß mit den beiden an, weil er der Bestrafung entkommen war.

Von da an war es ein Tag wie immer.

Mona Ullrich

wurde 1957 in Waldshut-Tiengen geboren. Sie studierte in Tübingen und Berlin Soziologie und Germanistik.

Sie schreibt seit ihrer Kindheit, seit 1985 ernsthaft und für die „Großen“, Romane und Gedichte, von denen einige in Anthologien und Zeitschriften wie dem Literaturboten und, wiederholt, in Versnetze veröffentlicht worden sind.

2016 erschien ihr Gedichtband „Kleine Gaben für Freihäupter“ bei der Edition Thaleia.

2017/18 erscheint ihr Roman „Gegenmacht“ beim Verlag Schwarzer Drachen.

Untergang

Das klang amtlich. Brunner schlug noch einmal die Beilage der Sonntagszeitung auf. Schwarz auf weiß, der Weltuntergang war auf den 3. November um 14.30 Uhr terminiert. Also nach dem Mittagessen. Praktisch. Bis dahin waren es noch zwei Wochen. Obwohl dieses Ereignis schon einige Male vorausgesagt worden und nicht eingetroffen war, standen dieses Mal die Zeichen auf Vollzug. Mehrere Organisationen hatten ihre transzendentalen Kräfte gebündelt und das Datum errechnet. Sogar die Russen und die Amerikaner saßen mit am Tisch.

Brunner vertrat den Standpunkt, dass die Welt das verdient hatte. Außerdem hatte er sowieso zu nichts so richtig Lust. Seine Frau war zu sehr in Aktivitäten wie Tangotänzen, Yoga und der Rettung benachteiligter Hundewelpen aus Rumänien eingebunden, als dass noch Zeit für ihn übrig wäre. Er fühlte sich von jeder Fürsorgepflicht befreit.

Er schlug die Zeitung zu und ging ins Wohnzimmer, setzte sich an den alten Sekretär und holte das Sparbuch heraus. Ein hübsches Sümmchen. Dann studierte er Flugpläne und sah auf einen Zettel mit Städtenamen. Zwei Wochen. Er würde ein, zwei Orte streichen müssen. Lieber ein Museum weniger als ein Bordell. Brunner glückte in sich hinein. Am Ende noch mal das pralle Leben.

Natürlich hatte er mit vielen Leuten über die Ankündigung des Weltuntergangs gesprochen. Alle hatten abgewinkt und seine Frau, na klar, die hatte ihn sogar ausgelacht. Bitte sehr, wer zuletzt lachte, lachte am besten. Er würde gute Laune haben, und zwar am 3. November um 14.28 Uhr im „Chez Marie“ in Paris, auf einem Himmelbett im Separée „Napoleon“ mit Chantal und Dénise und mit in Champagner getauchten Weintrauben.

Er ging zurück in die Küche, um den Einkaufszettel zu studieren, den ihm seine Frau hingelegt hatte, bevor sie zur kirgisischen Mutterschutzgruppe gegangen war. Großeinkauf. Einmal im Monat unter Berücksichtigung aller Sonderangebote. Brunner addierte den Warenwert und freute sich. Er würde ein wenig mehr Zeit mit Maria und Anita in Barcelona verbringen können. Er summt leise „The final countdown“, als er seinen Mantel anzog und den Schal um den Hals legte. Bloß keine Erkältung jetzt. Dann ging er ins Reisebüro.

Jörg Reinhardt, Berlin

geboren am 21.12.1954 in Berlin. Nach der Schule Ausbildung zum Versicherungskaufmann, danach nicht abgeschlossenes Studium der Psychologie an der FU Berlin. Profimusiker in Deutschland mit Schwerpunkten Folkrock und Liedermacherei, Veröffentlichungen und Tourneen als Solist und mit verschiedenen Gruppen. Seit 1990 tätig als freier Produzent, Journalist für Musikzeitschriften und im Kulturmanagement. Buchveröffentlichungen, zahlreiche Beiträge in Anthologien, regelmäßige Lesereisen durch Deutschland. Im Internet: www.joergreinhardt.net

Begegnung mit einem Friedhof

Graues Autobahnband, märkisches Land, dichter werdende spektakuläre Stadt, die alles, einfach alles beherbergt, ob mit gutem oder weniger gutem Ruf. So spaziert man auch die Chausseestraße entlang, nicht gerade anheimelnd, und doch ist der Eindruck sympathisch; Berlin beinahe der Nabel der Welt in Vergangenheit, in der Gegenwart, und so wird es diese Stadt auch in Zukunft sein, eine Multikulti-Stadt.

Aha, da ist das Haus Brechts und der Weigel! Der Schritt gerät ins Stocken, warnt sofort vor moderner Klassik. Ein Tor zwingt anzuhalten, ein Friedhofstor, als solches gar nicht richtig erkennbar. Aber vor diesem eine ansehenswerte nicht mehr ganz junge Dame. „Treten Sie nur ein, Martin beginnt gleich mit der Führung!“

Das ist die Sprache der Berliner, die einen nicht kennen, aber freundlich auf etwas Besonderes hinweisen, also offizielle zweite Landessprache diese Freundlichkeit.

Wenn auch zögerlich – durchs Tor marschiert. Mittelpunkt einer vorwiegend aus älteren Damen bestehenden Gruppe ein bejahrter Herr, jener Herr Martin, der geflissentlich auf die Damen einredet. Vorsorglich unterstreichen seine manuellen Gesten die ehrfurchtsvollen Worte in diesem Heiligtum deutschen Geistes, des Dorotheenstädtischen Friedhofs, der sich ursprünglich mit dem Französischen Friedhof vermischte. Somit ein Adlernest Deutschlands. Man muss sich mal vergegenwärtigen, welche fette Beute der Besucher an Geistesgrößen aus Literatur, Wirtschaftsgrößen, Theatermagnaten, Musikern, Grafikern, Schauspielern, Ärzten, Forschern, Philosophen, selbst der Erfinder der Litfasssäule – E.T. Litfass – auf engstem Raume zusammengedrängt hier findet, denn für jeden Gast mit seinen ganz speziellen Ansprüchen ist etwas dabei.

Die stille, meist unbekannte Hand pflegt mehr oder weniger die Gräber. Selbst Spaßvögel lassen grüßen: Finden sich bei Heiner Müller doch oftmals Aschenbecher und Zigarren, und bei Brecht wurde sogar mal ein Flachmann gesichtet. Das Leben dringt auch hier vor, nicht bierernst wie auf vielen Friedhöfen, sondern der Lebensweise der Persönlichkeit entsprechend. Nicht tot, ihrem Leben entsprechend. Das Leben, das sich hier von Respekt erheischendem Ausmaße installiert. Eine richtig gehende Exekutive mit den dazugehörigen Gegenständen.

Hier begrüßt einen Jürgen Kuczynski, schillernder Wirtschaftshistoriker, und unweit Johannes R. Becher, der Verfasser einer deutschen Nationalhymne. Man steht vor ihnen und schweigt – nachdenklich. Dann teilt die Erde mit: Achtung, hier liegen Erich Engel, Paul Dessau und Hans Eisler, der ebenfalls eine gelungene Zutat zu dieser ehemaligen deutschen Nationalhymne beisteuerte. Ungeachtet für die Vorliebe streng eingeteilter Gräber verneigt sich der Besucher vor Langhoff und Anna Seghers, der großen deutschen Belletristin, die Weltruhm erlangte, aber auch Arnold Zweig und Heinrich Mann. Salutiert wird vor Schadow und Schinkel, vor Stüler, Hegel und Fichte.

Alle diese Gräber sehr unterschiedlich in Größe, Protz, Schlichtheit, und man könnte glauben, der Reichtum der Persönlichkeit mache die Größe der Grabstelle aus, aber so sieht es nur aus, der Wunsch der Persönlichkeit war es, so bestattet zu werden, wie der Besucher das heute vorfindet.

So scharen sich in diesem Stück Berliner Erde große Männer und Frauen, die viele Teile deutscher Geschichte lebendig aufleben lassen, nicht nur der Vergangenheit, sondern herangereicht bis in die Gegenwart. So lugen aus den Grundmauern, aber auch aus großen

Steinquadern, Zeugen alter Vergangenheit hervor, die zwingen, an unser Deutschland zu denken, zu glauben, für unser Deutschland zu hoffen.

Mütze ab, die Hände gefaltet, das Volk sammelt sich zum Gedenken, und das rasch. Vereinzelte Seufzer werden in die kühle Luft gehaucht.

Und noch eine Besonderheit: Brecht wohnte mit der Weigel gleich neben diesem Friedhof. Diese Art von Wirklichkeit ist wahrlich nichts für jeden, denn täglich auf einen Friedhof zu blicken, wer macht das schon. Bei Brecht liegt's nahe; der mit seinem Eigensinn! Vielleicht auch der Gedanke, dass seine Werte erhalten bleiben? Wie aber soll man's sonst zeigen?

So stellt sich alles dar wie erwünscht. Und jeder Photograph nickt, beeilt sich dann, die Situation zu erfassen, denn die Knipserei darf nur kurze Zeit dauern. Gott sei Dank, wenigstens hier ist man mal sicher vor Handy und ähnlichen ‚technischen Leckerbissen‘.

Mit anderen Besuchern wird sich halblaut verständigt, wer noch dieser und jener ist, dessen mehr oder weniger schöne Grabstein, in der Sonne gleißend, sich von dunkler Erde abhob, jener, der hier liegt, denn alle diese Berühmtheiten kann man nicht kennen, sollte man aber. Gehuldigt wird aber allen, denn ein jeder spürt, hier ist der Ort der Gebildeten.

Und diese Standbilder einiger Geistesgrößen! Wir setzen uns und geben uns ganz dem Anblick dieser Bilder hin, von denen manche tief und schwer in dunklem Grün stehen. Mit großer Beredsamkeit für dieses faszinierende Spektakel, das einstmals in einem eingezäumten Land stand, in denen sich Menschen beim Betreten dieses Heiligtums der Illusion der Freiheit hinzugeben vermochten, von denen einige wenige gegen Zahlung stattlicher Lösegelder die paar Schritte bis zur Mauer hinter diese gelang.

So dreht der Besucher seine Kreise, ruhig, still, bedächtig, Spirale um Spirale schraubt er sich um die vor ihm liegenden Größen, die seine Sinne schärfen und sein Blick die Gegenwart fokussiert. So ist es Zeit, die alten Federn fallen zu lassen, sich neu zu kleiden, in ein neues historisch entstandenes Gewand.

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorarprofessor im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/ Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

Schritte ins Dunkel

Der Kies knirscht mit splitterndem Geräusch unter meinen Schuhen. Es ist so dunkel, dass ich meine Füße nur ins Ungefähre, Ungewisse setzen kann. Immer wieder stolpere ich über kleinere oder größere Hindernisse. Es ist so still um mich, dass ich meinen eigenen Atem höre. Unwillkürlich bleibe ich stehen, um den Lärm meiner Schritte für einen Moment zu unterbrechen. Zweige klatschen aneinander über mir, schütteln ein paar Wassertropfen auf mich. Da – ein Knacken rechts hinter mir. – Ich halte den Atem an, höre das Blut in meinen

Ohren rauschen. Krampfhaft versuche ich, den Weg vor mir zu erkennen, was aber nur ab und zu möglich ist, wenn die dichten Wolken am nächtlichen Himmel für einen Moment aufreißen und den verschleierte Vollmond für einige Sekunden freigeben.

Ein wieselflinkes Tier huscht als schimmernder Blitz an mir vorbei. – Ich beginne zu frösteln, kalter Schweiß bedeckt meine Stirn. Oh Gott, auf was habe ich mich da eingelassen?

Jede noch so kleine Bewegung in meiner Nähe verursacht inmitten dieser Stille ein beängstigendes Geräusch. Ich schwanke, falle, fühle weiche Erde unter mir, rapple mich auf, gehe einen kleinen Schritt zurück und stolpere über ein kantiges Hindernis, lande unsanft in einem Gebüsch. Beim Aufstehen schlottern mir die Knie, ich fühle etwas Feuchtes, Kaltes um meine Knöchel. Schwankend greife ich in die Dunkelheit, finde Halt, umklammere etwas Kaltes, Hartes – sehe schemenhaft eine Hand. Aufblickend schaue ich im spärlichen Mondlicht in ein paar Augenhöhlen, pupillenlos, über mir. Das Blut gerinnt mir fast in den Adern vor Angst und ich lasse schnell wieder los, rolle mich nach der Seite und fühle, dass ich wieder auf dem Kiesweg bin.

Ich will losrennen, bin aber an den Knöcheln noch immer von diesem feuchtkalten Etwas gefesselt, das sich beim Hinfassen als nasse Efeuranke entpuppt. – Erleichtert taste ich mich weiter, sehe vor mir da und dort ein winziges flackerndes Licht, das an manchen Stellen einen schwachen Schein auf den Kiesweg wirft. Mit vor Schreck steifen Gliedern stakse ich weiter. – vom Kirchturm schlägt die Uhr zwölf Mal. Der Schrei eines Käuzchens zerreißt die Stille. Kalt läuft es mir den Rücken hinunter, während mir eine Schauergeschichte nach der anderen einfällt, die mit einem Käuzchenruf verbunden ist. Büsche und Sträucher bilden bizarre Schattenrisse, ich laufe immer kopflöser und zucke zusammen beim kleinsten Ton, der aus der Dunkelheit her weht. Jetzt nehme ich rechts und links die Reihen der mooshäuptigen Findlinge wahr, daneben schwarze Eisenkreuze und steinerne Stelen. Bleiche Marmorarme strecken sich mir entgegen, stille Gesichter aus Stein tauchen für einen Augenblick im Halbdunkel auf.

Meine Knie fangen an zu schlottern, mein Gesicht ist nass. Schnell weiter – die Mauer muss doch bald zu sehen sein. Endlich höre ich einen Pfiff, flüsternde Stimmen. Der Mond erscheint gerade für einen Moment unverhüllt. Ich sehe die Mauer, taste mich an den unbehauenen Steinquadern entlang – da, die eiserne Drehtür. Erschöpft und zitternd zwänge ich mich hindurch. Die rostigen Scharniere quietschen laut und fast unerträglich in der Stille.

Kichernd erwarten mich draußen meine älteren Mitschüler zusammen mit meiner vierzehnjährigen Schwester. Ich bin zwölf – und ab jetzt „geprüftes“ Mitglied der Clique. Die Voraussetzung zur Aufnahme habe ich bestanden: Die Durchquerung des alten Friedhofes am Dorfrand. Selbstverständlich bei Vollmond um Mitternacht. – Dass es eine wolkenreiche Regennacht ist, dafür können wir doch nichts, sagen die Freunde und meine Schwester. Sie legt dabei etwas linkisch und doch fürsorglich ihren Arm um meine Schulter. „Reg‘ dich ab, es ist ja vorbei“, sagt sie noch und gibt mir ihr Taschentuch.

Nora Zorn

Ich bin 1939 geboren, verwitwet, habe einen Sohn und wohne in Mannheim. Nach meiner Berufs- und Familienzeit schrieb ich einige Jahre als freie Mitarbeiterin für unsere Stadtteilzeitung, widmete mich dann dem Schreiben von Kurzgeschichten, Essays, Rezensionen und Glossen für Literaturzeitschriften und Internet-Portale für Senioren wie feierabend.de. Mein Ebook „Das Kind unter dem Tisch“ wurde vom Verlag Aaronis-Collection herausgebracht. Einige meiner Kurzgeschichten wurden in Anthologien und Kalendern veröffentlicht.

ein rendezvous in der luft

felix marginalsky steht mitten auf dem trottoir, die hände auf dem kopf verschränkt und wippt auf den füßen.

ein polizist spricht ihn an.

- was machen sie hier?

- ich töte die zeit.

- und warum?

- ich habe viel davon.

er holt seinen ausweis heraus, reicht ihn dem polizisten, verdeckt mit beiden händen die augen und wippt weiter.

der polizist überprüft den ausweis, führt ihn an den mund und küßt ihn.

im augenblick des kußes öffnet felix marginalsky die augen und spricht.

- ich habe noch etwas vor.

- ja?

- ich werde bald hochfliegen, vor dem fenster im dritten stock innehalten und dort mit der dame des hauses flirten.

- sie meinen in der luft?

- das meine ich.

der polizist räuspert sich.

- und sie glauben daran?

- an irgendetwas muß ich ja glauben.

der polizist salutiert.

- dann will ich sie weiter nicht stören.

als der beamte aus seinem blickfeld ist, überquert felix marginalsky die straße, stellt sich genau unter das fenster im dritten stock, atmet tief ein und aus.

und schon fliegt er hinauf, sehr langsam.

vor besagtem fenster bleibt er in der luft, schlägt die flügel gegeneinander wie ein pirol und klopft mit dem fingerknöchel ans fenster –

bis eine frau erscheint.

sie erschrickt nicht, holt einen zettel, schreibt etwas darauf und hält ihn gegen das fensterglas.

- ich bin catarina constantinivici.

der pirol draußen schreit.

- ich bin felix marginalsky und warte seit tagen auf deinen kuß.

sie schreit auf, legt die lippen an das fensterglas für einen kuß.

sie küssen sich durch die fensterscheibe.

dann schließt catarina constantinivici die augen und lauscht.

felix marginalsky erzählt.

eine stunde später erscheint der polizist wieder.

felix marginalsky steht auf derselben stelle und wippt auf den füßen.

- na, haben sie ihren flug schon hinter sich?

felix marginalsky öffnet die augen.

- oh ja. ich habe ihn hinter mir und noch einige vor mir. nachdem ich mich mit meiner geliebten getroffen habe. sie wissen schon, da oben...

der polizist nickt.

- aber ja, das weiß ich.

felix marginalsky setzt seinen bericht fort.

- nach der glücklichen begegnung habe ich nun weitere vorkehrungen getroffen.

der beamte fragt.

- und welche?

- ich habe mir einen heiligen zugelegt, eine krähe und eine geliebte.

- so, so.

- der heilige schützt mich vor der herrschenden logik.

die krähe ruft, wenn mir der staat zu nahe kommt.

und die geliebte...

- das ist ja klar.

felix marginalsky lächelt.

- ich freue mich sehr, daß sie als staatsdiener die wahrheit erkennen.

der polizist salutiert und will weitergehen.

- können sie mir schnell einen gefallen tun?

der beamte bleibt stehen.

- wenn ich kann.

- würden sie bitte die uhr für ein paar stunden zurückdrehen?

*SAID wurde geboren und kam 1965 nach münchen. nach dem sturz des schah 1979 betrat er zum ersten mal wieder iranischen boden, sah aber unter dem regime der mullahs keine möglichkeit zu einem neuanfang in seiner heimat. seither lebt er wieder im deutschen exil.
letzte auszeichnung: 2016, friedrich-rückert-preis.
letzte veröffentlichung: auf der suche nach dem licht(gedichte)2016*

Die Suche

Ich suchte nach der Weisheit

Und fand sie in den Büchern

Ich suchte nach dem Reichtum

Und fand ihn in dem Geist

Ich suchte nach der Schöpfung

Und fand sie in der Liebe

Ich suchte nach Bestimmung

Und fand sie in dem Glück

Ich suchte nach der Schönheit

Und fand sie in den Blumen

Ich suchte nach der Liebe

Und fand sie in der Musik

Jordanis Paraskevopoulos

Schreibt Romane, Gedichte und Kurzgeschichten. Neben der Literatur Interesse an Musik.

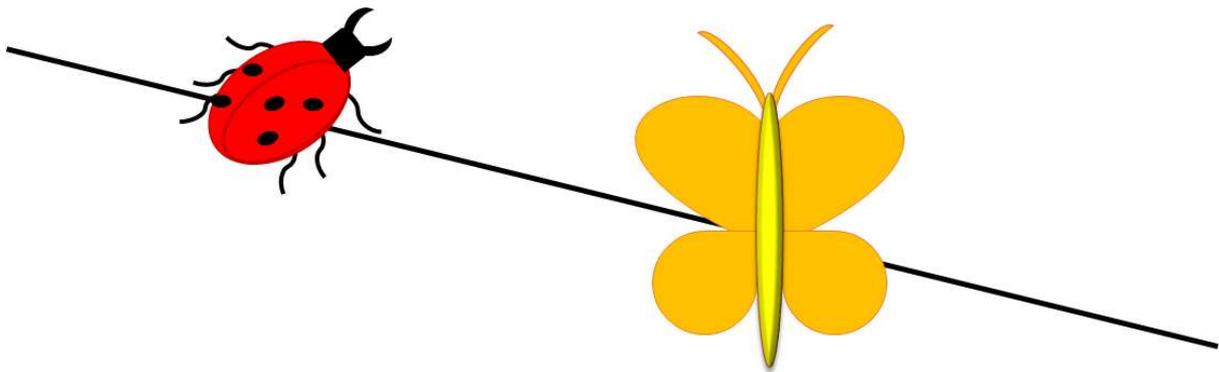
Das Sinn – Unsinn – Gedicht / Experimentelle Lyrik

Süße Zärtlichkeit aller Feenwelten
ist doch mein Tempel voll von Gefühlen
nie werde ich Dich – Kobold vergessen
nur schöne Sehnsucht von mir kann fliegen

Vögel sind so wie unzarte Uh **U**
sie vermögen gefühllos zu fliege **n**
es herrscht ferner kein Tempel des Gefühl **S**
Feenwelt verzaubert keinen Kolibr **i**
Schar von Kobolden ist zu vergesse **n**
aber meine Sehnsucht kann nun sterbe **n**

**Sinn sowie heißes Gestirn
Unsinn sowie kalter Wind**

Sinn sind Marienkäfer



Unsinn sind Nachtfalter
sagten einst die Entomologen
nach dem Aufspießen von Insekten

fabelhafte Marienkäfer nur überm Gestirn
finstere Nachtfalter unten im nächtlichen Wind

Keine Kriege mehr

Hallo Du Dichter!
deine Gedichte wurden getragen vom Wind
in dem Zeitpunkt des Beginns vom Krieg

Hallo Du Philosoph!
deine Anmutsschrift wurde ungelesen versteckt in den Schrank
hieraufhin nahmst Du an einer blutigen Schlacht teil

Hallo Du religiöser Denker!
Schwermutsgebete brauchten ins Deutsche von Dir übersetzt zu werden
Du kanntest die Kraft von Gewehren

Hallo du Träumer!
Schau wie Dein Freund Falkner
den Falken freilässt
in eine mit Friedensfernweh erfüllte Zeit

schau weil der Krieg vorüber sei
ich ein Druidenpriester von heutiger Heimwehzeit
bete eine ewige Friedenseule an
sowie deinen Friedenszauberstern
die himmlischen Phönixe sind zu Träumerei bereit
mit Feen unternehme ich eine ewigliche Heimatfahrt

Tief in mir

Die Ewigkeit und drei Tage
so dauerhaft sind meine lyrischen Gestirne
auf Deinen philosophischen Wegen
harrt ein Schwermutsmeer
sowie ein aus den Gefühlsfunken
bestehendes Anmutsfeuer
im Weltall gibt es die Ambrosia mit Sternenstaub gemischt
voll Fernweh
in mir erwacht ein Traum voll Heimweh
wie auch im Herz von einer verträumten Fee
ich verewige alle Zaubereien tief in mir

Paweł Markiewicz

wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. 2016 wurde sein deutschsprachiger Gedichtband „Der Lenzgeist“ veröffentlicht. Er schrieb sehr viele Gedichte, wobei mehr als 20 in deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden.

Paweł Markiewicz,

hat international dichterische Erfolge im Bereich kurzer Gedichte: seine englischsprachigen Haikus sind vielerorts in der Welt veröffentlicht worden (abgedruckt in Japan und Australien). Ferner ist er Autor von Essays über Haikus in Englisch.

*Zwei Haikus wurden neulich auf Deutsch und mit englischer Übersetzung in der japanischen Zeitschrift „International Haiku Magazine Ginyu Tokio“ in der Nr. 76 im Oktober abgedruckt und ein weiteres im Ginyu (No. 77) mitsamt polnischer Übersetzung. Paweł Markiewicz schreibt ferner Cheritas (in Deutsch und Englisch). Zwei seiner stimmungsvollen Cheritas erschienen im Magazin „The cherita“ (Februar-Ausgabe) in England. Hinzu kommen einige Tankas in den USA im Buch „Atlas Poetica“ (Nummern: 29, 30 sowie 31). Im Februar erschien ein Haiku von ihm in der japanischen Zeitschrift „The Mainichi“:
<https://mainichi.jp/english/articles/20180127/p2g/00m/0fe/092000c>*

Rezension: „Die Windredli der Madame Surprise“ von Kathrina Redmann

Das Leben ist das, was wir daraus machen. Wenn die Realität, die Fakten oder schwerfällige Menschen ihr wie ein Klotz am Bein hängen, dann springt Elli und Vrida schreibt ein Buch. Kathrina Redmann erzählt uns von drei Frauen, die vermutlich alle dieselbe sind, nur in verschiedenen Lebensphasen: Die kleine Vrida, Madame Surprise und Elli.

Vrida weiß, wie man ein Buch schreibt, dafür braucht sie weder Schule noch Lehrer. Nur ein Pseudonym („Vrida Agxt“), Papier und Stift. Rechtschreibung, Kritiker und derlei können ihr gestohlen bleiben. Später will sie mal „Serviertochter“ werden, also Kellnerin.

Madame Surprise trägt Windräder auf dem Kopf. Lange blieben sie unbemerkt. Denn sie brauchen Wind, damit sie sich drehen. Aber sie bewegen sich auch, wenn Madame rennt!

Elli ist eine Springerin. Sie springt in die Lücke, wo sie gebraucht wird. Sie springt aber auch wieder fort. Nein, Springen ist keine Oberflächlichkeit, sondern Vorwärtsorientierung. Was soll man auch aus der Vergangenheit noch lernen? „Die Vergangenheit erklärt nicht schlüssig die Gegenwart. Das Jetzt, dieser einmalige und einzig verfügbare Augenblick, ist das Wichtigste. [...] Wir lernen nicht rückwärts aus den Fehlern, sondern vorwärts ins Neue. Möchtest Du denn die Schuld der Vergangenheit als Lehrmeisterin?“ Natürlich ist der Sprung nach vorne ins Ungewisse auch riskant, denn: „Der Sprung kennt nur eine Richtung.“ Aber: „Der Mut ist eine Frage des Vertrauens. Vertrauen in die eigene Vision. Vertrauen anstelle von Vertrautem. Auch das endgültige Akzeptieren, dass es kein Zurück gibt.“ Den anderen, denen mit den Bleiklötzen und Fesseln an den Beinen, gefällt das nicht. Warum soll Elli hüpfen, wo sie haften? Darum geben sie ihr „Ratschläge, Tatschläge, Totschläge“. Doch Ellis Schwung und Leichtigkeit entspringen nicht allein ihrem Naturell oder ihrer Jugend. Im Gegenteil: „Elli ist erst so jung, seit sie älter ist.“ Sie hat alle Sorgen hinter sich geworfen, und jetzt kann sie springen, wohin sie will. Muss nirgends bleiben, wo sie sich nicht wohl fühlt.

Besonders schön finde ich den Satz: „Der Anfang enthält alles, was aus ihm wird.“ Das habe ich auch schon oft beobachtet, gerade in Bezug auf zwischenmenschliche Beziehungen. Dies ist ein dynamisches, tiefsinniges, poetisches und philosophisches Buch über das Leben und was wir daraus machen könnten, wenn wir es wagten.

Kathrina Redmann: Die Windredli der Madame Surprise
Bookstation, Anzing, 2013
Taschenbuch, 82 Seiten
ISBN 978-3-033-03847-9

Erhältlich in Buchhandlungen oder bei ArabiKalam, Cramerstr. 7, CH-8004 Zürich, Tel. +41
(0)43 322 07 93, arabikalam[at]bluewin.ch

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Wer liest, kommt weiter“ von Friedrich Denk

Schon das Cover-Foto zeigt Bewegung an, aber auch Stillstand. Denn der Junge, der im Zug sitzt, regungslos in ein Buch vertieft, sieht nur grüne Streifen, wenn er flüchtig durchs Fenster schaut. Er sieht die Landschaft nicht bewusst, denn seine Gedanken sind gefangen im Buch. Der Zug fährt ihn von A nach B, und das ist ja auch gut so. Denn während er liest, kann er selbst sich nicht fortbewegen, was ihn ja weitergebracht hätte. Stattdessen bewegen sich nur seine Augen Zeile für Zeile. Je nach Inhalt des Buches folgt er dem Autor möglicherweise in Gedanken bis ans Ende der Welt oder gar des Universums. Alle Wege stehen dem Autor und dem Leser offen. Geistige Höhenflüge haben keine Grenzen. Die Gedanken des Lesers bringen ihn weiter als seine Umgebung das kann.

Friedrich Denk hat sich den Vorzügen des Selbst-Lesens, das oft auch zum Nachdenken und Selbst-Denken führt, sehr intensiv, sehr engagiert und gut sortiert gewidmet.

Allen Aspekten, die das Lesen möglich machen, hat er ein eigenes Kapitel eingeräumt. Angefangen von den ersten Versuchen des Menschen, das Gesprochene für die Nachwelt zu erhalten, indem er Zeichen an Höhlenwände gemalt oder in Tontafeln geritzt hat.

Der Autor weist immer wieder darauf hin, dass der Mensch ein duales Wesen ist, das den Austausch mit dem Nächsten braucht. Auch die Sicherheit, dass das mündlich Weitererzählte in der richtigen Weise weitergegeben wird, wurde im Laufe der menschlichen Entwicklung immer wichtiger. Besonders beim Austausch von Waren geriet das korrekte Niederschreiben von Zahlen und Warenbezeichnungen zu einer Notwendigkeit.

Man wird von der Begeisterung des Autors für die Welt der Buchstaben mitgerissen. Er meint zu Recht, dass es ans Wunderbare grenzt, wenn aus einzelnen Buchstaben Wörter entstehen und aus Wörtern Sätze und aus Sätzen Inhalte. Sie dienen dem Verstehen der Menschen untereinander, der Weitergabe von Nachrichten, der Verbreitung von Wissen, von Gesetzen, von Vorschriften. Aber auch der Weitergabe von poetischen oder musikalischen Inhalten durch die Notenschrift. Ganz besonders viel lernt der Leser durch die Beschreibung von Gefühlszuständen, denn nicht immer erfährt er diese im direkten Umgang mit seinen Mitmenschen.

Das Lesen und Zitieren von Gedichten hat schon manchem Menschen Worte verliehen, die ihm selbst nicht gegeben waren. Die Liebeslyrik gibt ein beredtes Zeugnis davon.

Er erklärt ausführlich und kenntnisreich die Gattungen des Geschriebenen, wie z.B. Lyrik, Poetik, Bericht, Nachricht, Fachanleitung, Gesetzestexte. Vor allem widmet er sich mit Hingabe den Werken der Weltliteratur, die schon seit jeher Menschen gut unterhalten und weitergebracht haben. Dies geschah durch die Beschreibung unbekannter Länder, Tiere, Gebräuche in entlegenen Gebieten der Erde, Entdeckungen im Universum.

Es geschah auch durch gedankliche Höhenflüge von Natur-Forschern, Philosophen und Alchimisten. Auch die Zukunftsvisionen von Autoren, die es wagten, über die Grenzen des Sichtbaren und Erklärbaren hinauszudenken, haben von jeher die Leser fasziniert.

Immer wieder zitiert Friedrich Denk sehr treffende Aussprüche unserer Klassiker über das Lesen. Jeder für sich hat recht, wenn er sagt, dass das Lesen die unterhaltsamste und nützlichste Beschäftigung ist, der ein Mensch sich widmen kann. Er kann diese Beschäftigung fast an jedem Ort und fast zu jeder Zeit ausüben. Er wird immer einen Gewinn haben, ob er

nun Erzählungen, Märchen, Reisebeschreibungen, Biografien, Romane oder Gedichte liest. Selbst das Lesen einer Gebrauchsanleitung kann ihn weiterbringen, wenn auch nur in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand.

Auch früher schon fanden sich gleichgesinnte Menschen zusammen, um gemeinsam ein Buch zu lesen, darüber zu diskutieren, sich auszutauschen. Professionelle Vorleser gab es vor allem in früheren Jahrhunderten, denn damals war nicht jeder des Lesens kundig.

Das Schreiben kann eine einsame Sache sein, das Lesen ebenfalls, da es in beiden Fällen der Konzentration bedarf. Aber jeder Autor und jeder Leser hat das Bedürfnis, sein Wissen, sein Erleben, seine Gefühle mit anderen zu teilen. Dadurch wird dann sowohl das Schreiben als auch das Lesen zu einer gemeinschaftsstiftenden Tätigkeit.

Der Autor hat das alles unter vielen Gesichtspunkten zusammengetragen, mit unterhaltsamen und aufschlussreichen Zitaten aus der Weltliteratur aufgelockert, mit pädagogischen Erklärungen behutsam angereichert.

Dass Lesen uns weiter bringt, das wird nach diesem Buch niemand bezweifeln. Die Leseratten, Bücherwürmer, Büchersammler und natürlich die Autoren haben es schon immer gewusst, dass Lesen den Horizont erweitert. Der Autor dieses vielseitigen und sehr nützlichen Buches plädiert für das Erzählen, das Vorlesen, das Singen und Sprechen von Kindesbeinen an. Nur wer die Wirksamkeit der Worte schon als Kleinkind in der richtigen Weise spürt, wird später gerne lesen.

Ich habe dieses engagierte, gut recherchierte, sinnvoll in kurze Kapitel gegliederte Buch eines erfolgreichen Pädagogen, eines überzeugten Philologen und vor allem begeisterten Lesers sehr gerne gelesen.

Rezensiert durch Eleonore Zorn

Friedrich Denk: Wer liest, kommt weiter
Gütersloher Verlagshaus, 2013
Fester Einband, 288 Seiten, 19,99€
ISBN 9783579066547

Rezension: „Die Preisrede“ von Manfred Kern

Als der Schriftsteller einen renommierten Literaturpreis erhalten soll, nimmt er die Dankesrede zum Anlass, über das Buch zu sprechen, das Hauptwerk, das er eigentlich immer schreiben wollte, aber es nie getan hat: die Erzählung seiner Kindheit in seinem fränkischen Heimatdorf in den 1960ern. Inzwischen ist er nicht nur Ehemann von Judith und Vater von Amy, sondern auch Großvater von Selma. Und während er das Baby in den Armen wiegt, denkt er an seine eigenen Ursprünge zurück. Als Taufspruch will er der Kleinen mitgeben: „Bleib so unersättlich.“

Für ihn selbst war es wichtig, bei allen Härten nie seinen Hunger aufzugeben. Obwohl der Vater ihn als wehleidig beleidigte und regelmäßig prügelte, blieb er immer tapfer. All seine Liebe steckte er als Kind in den Fußball, spielte jedoch meist allein. Viel Zeit verbrachte er unbeobachtet in einem geheimen Versteck. Als die Lehrerin den Schülern gebot, nur noch Hochdeutsch zu sprechen, zerbrach seine sprachliche Welt zwischen Ursprung und eleganter Sprachreinheit. Konnte, wollte er eine fremde Sprache täglich benutzen? Die Mundart war doch seine Muttersprache, seine Herkunftssprache, ein Teil seiner selbst! Der Schüler „stolpert über das Hochdeutsche“. Zwischendurch wird erwähnt, dass der Junge außer dem Fußball auch das Schreiben zur Flucht vor der Welt nutzte. Es schien aber nicht sehr wichtig zu sein. Wann und wie und warum oder auch ob das Schreiben irgendwann den Fußball ersetzte, wird leider nicht aufgezeigt.

Dieser Roman mischt gekonnt Dialoge in breiter Mundart (ohne Übersetzungen) und ausgefeiltes Erzählerhochdeutsch. Die Perspektivenwechsel zur Lehrerin irritieren jedoch und hätten sich einsparen lassen, wenn die Lehrerin gelegentlich ihre Meinung über den Jungen äußert, beispielsweise in einem der Gespräche mit seinen Eltern.

Dieses Buch nun kündigt er so an: „Oh, mein Haupt-, zugleich Meisterwerk! Klage und Anrufung des Glanzes in einem – der allerdings recht angestaubt war; das Putztuch genommen und abgewischt! Wie zeigte es sich dann? Auf zweierlei Weise. Einerseits hatte ich von ihm die Vorstellung eines monumentalen Werkes, eines dicken, gewichtigen Buches, eines, das mich jahrelang beschäftigen, in Atem halten und beatmen und nicht mehr loslassen würde. Der Einband hatte nichts Helles, das Innere war geprägt von dunklen Farben, Erdfarben, auch von viel Schwarz und Weiß, grellem Licht und tiefen Schatten, erschien mir als ein vielschichtiges, vielfältig gebrochenes, kristallenes Ganzes. Und dann wieder sah ich es als dünnes Buch, als leichtes Buch, als eines, das mit einer Engelsfeder geschrieben wurde, mit viel Heiterkeit, in Pastelltönen, einem duftigen blau-weißen Himmel, einem chronologisch sich locker abwickelnden Zeitfaden, einem Helden, einem Alter Ego, der sich befreit sah – von so vielem. Ich schwankte unsicher zwischen diesen beiden Vorstellungen hin und her, aber keiner kam ich, wie oft genug erwähnt, durch meine Arbeit nahe. Zwischen diesen beiden Vorstellungen war der Abgrund, an dessen Rand ich mich mit jedem meiner Sätze bewegte.“(S. 28f)

So sorgfältig geschrieben der Roman auch ist, so erfüllt er leider diese hohen Ansprüche nicht. Wir sehen ein hilfloses Kind der Grausamkeit und Prügel des Vaters ausgesetzt, mehr oder weniger erfolglos geschützt durch die Mutter und allein gelassen durch die gleichgültige Lehrerin, die lieber in der Stadt arbeiten würde. Das schmerzliche Mitleiden bindet den Leser an die Geschichte. Aber es ist weder ein monumentales Werk (eher alltäglich) noch mit Engelsfedern geschrieben. Es wäre ja in Ordnung, dass jemand eine typische Kindheit erzählt,

in der nichts Außergewöhnliches geschieht, wo das Kind hilflos leidet. Gefehlt hat dem Buch dann allerdings der Weg der Befreiung. Die lebensgefährliche Herzmuskelentzündung war ein Hilfeschrei, ein Bruch im Lebenslauf, doch was kam danach? Wie verlief nun die Loslösung, der eigene Weg bis hin zum Großvaterdasein? Wodurch hat der Erzähler sich weiterentwickelt oder hat er das überhaupt getan? Oder zeigt des Autors fehlende emotionale Distanz zu diesen Jugenderinnerungen gerade, dass die Befreiung nicht geklappt hat?

So jedenfalls schreibt mein kein großes Werk: „Ich habe das Gefühl, ich muss mich langsam nähern, in einem mehr oder weniger großen Bogen darauf zu bewegen, nicht ins Zentrum stoßen, von dem aus es (vermutlich) strahlenförmig nach außen geht; ich muss es, das Buch, das Problem, das es ist, umkreisen, wie ein Flugzeug vielleicht die Landebahn eines noch nicht genügend erforschten Flugplatzes, etwa in einem Dschungelgebiet, muss die Einflugschneise finden, den richtigen Einflugswinkel, um nicht zu zerschellen mit meinem windigen Ding. Die Gefahr sitzt mir im Nacken, bei jedem Wort. Was ist, den Vergleich mit dem Flugzeug gut sein lassend, das Gefährliche daran? Das zu wissen, wäre schon mal was. Die Gefahren, so scheint es mir, sind vielfältig und schwer berechenbar; jedenfalls ist da immer der Abgrund, der mich verschlingen will. Und ein Abgrund ist es, den ich von Anfang der Geschichte an vor mir sah, in Form eines Umstandes, der mein Vermögen überstieg: nämlich Hochdeutsch sprechen zu sollen in der Schule. Nicht ICH weigerte mich scheinbar, ES, irgendetwas weigerte und sträubte sich mit Haut und Haar dagegen. Wenn ich heute daran denke, bohrt sich immer noch eine Faust in meinen Magen und will sich durch mich hindurch fressen; alles in mir empört sich, vielleicht nicht alles, aber dieses ES empört sich; es empört sich schon gegen die Gestalt der Lehrerin, wie sie diese Maßnahme ankündigt, eines Tages, im Klassenzimmer.“ (S. 32) Inzwischen beherrscht der Autor die Fremdsprache Hochdeutsch, konnte also seine sprachliche Beschränkung verlassen. Was ist aber mit den anderen Barrieren? Nach meiner Erfahrung kann man Autobiographisches erst niederschreiben, wenn man es ganz verstanden und hinter sich gelassen hat. Dann fehlt diesem leidenschaftlichen Bericht wohl noch der richtige Schluss.

Manfred Kern, geboren 1956 in Rothenburg o.d.T., wuchs auf einem Bauernhof im mittelfränkischen Wettringen auf, arbeitete in Würzburg als Buchhändler und lebt heute als freier Schriftsteller in Coburg. Er schreibt Prosa und Lyrik in Schriftdeutsch und Mundart. 2013 wurde er für sein vielseitiges und vielschichtiges Werk mit dem Gottlob-Haag-Ehrenring ausgezeichnet.

Manfred Kern: Die Preisrede
Königshausen & Neumann, Würzburg, 2008
Taschenbuch, 154 Seiten, 14,80€
ISBN 978-3-8260-6454-8

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Verzeihen Sie, ist das hier schon die Endstation?“

von Erika Pluhar

Durch einen heftigen Ruck der Straßenbahn nach Grinzing „fallen sie aufeinander“, die 54jährige Pragerin Nelly Tomschowa und der Herr „um die Sechzig“ aus Wien, und es ist fast unvermeidlich, dass sich die so Zusammengeprallten auf eine Unterhaltung einlassen. Von Nellys Seite aus geschieht dies zunächst fast unwillig, denn „sie reist gern allein“, wie sie sagt.

Die Pragerin ist zum ersten Mal in Wien, obwohl ihre verstorbene Mutter hier herkommt. Es wird bald klar, dass hier zwei abgeklärte (neudeutsch könnte man auch „frustrierte“ sagen) nicht mehr junge Einzelgänger oder eher „Vereinsamte“ aufeinandergetroffen sind. Bis zur Endstation Grinzing sind sie so in ihr Gespräch vertieft, dass sie es nicht so plötzlich abbrechen wollen. Herr Smelik schlägt vor, einen Kaffee zusammen zu trinken und weiß auch gleich wo. Denn er pflegt täglich stundenlange Spaziergänge zu machen bis zu einem Ausflugslokal auf den Hügeln außerhalb der Stadt. Da der Weg etwas weit ist, nehmen die beiden ein Taxi bis zum Lokal „Zum Häuserl am Himmel“, wo sie einen wunderbaren Tisch unter einem „Hollerbaum“ bekommen und bei einem „G’spritzten“ für Nelly und einem Mineralwasser für Smelik ihr Gespräch fortsetzen. Rudolf Smelik lernt dabei Nelly als ziemlich eigenwillige, zeitweilig abweisende Person kennen, die trotz ihrer emanzipierten Haltung eine sehr weibliche, aber auch sehr ängstliche Ausstrahlung hat.

Smelik wirkt offener im Umgang, ist ein Charmeur und doch wird für Nelly bald klar, dass er ein ganzes Bündel von Problemen mit sich herumträgt. Er kann Gefühle nicht zulassen und weiß das auch, wie er sagt. Dafür gibt es einen traurigen Grund. In stundenlangen Gesprächen über Gott und die Welt nähern sich die beiden ganz behutsam der Geschichte ihres Lebens und öffnen sich einander immer mehr. Besonders Smelik ist von Nelly sehr angetan, macht ihr hübsche Komplimente und bestellt für sie einen „G’spritzten“ nach dem anderen, bleibt selbst aber bei Mineralwasser, was Nelly auffällt und ihr zu denken gibt. Nelly erfährt, dass Smelik Pensionist ist und früher Dramaturg am Wiener Burgtheater war. Da Nelly als Sekretärin bei einem kleinen, aber engagierten Theater in Prag arbeitet, haben sie ein abendfüllendes gemeinsames Thema. Bald erfahren sie, dass es noch ein gemeinsames Thema gibt: Smelik ist „trockener“ Alkoholiker und Nellys Vater war Alkoholiker, der sich aus Verzweiflung das Leben nahm, als sie gerade 21 war. Mit viel Einfühlsamkeit bringt sie ihr Gegenüber so weit, dass er über seinen Alkoholismus redet und über das Ende seiner Karriere – und endlich auch über die traurige Liebes- und Leidensgeschichte, die ihn zum Alkohol greifen ließ, von einem Moment zum anderen, wie er sagt. Nach vielen Stunden intensivster Unterhaltung und schmerzlichen Erinnerns sind beide einander sehr vertraut und fast unentbehrlich geworden. Als sie aufbrechen, graut schon der Morgen und der Leser ahnt, dass diese Geschichte noch nicht die „Endstation“ ist, sondern möglicherweise ein gemeinsamer Aufbruch.

Erika Pluhar, die Autorin des Buches, war Burgschauspielerin, Sängerin, Drehbuchschreiberin, Ex-Frau von André Heller und in Deutschland hauptsächlich als Fernschauspielerin bekannt und bewundert.

Durch den Trick, beide Protagonisten in ihrem Buch „Verzeihen Sie, ist das hier schon die Endstation“ beruflich mit dem Theater zu verbinden, hat sie Gelegenheit, ihre 40jährige Erfahrung als Burgschauspielerin und ihre Meinung zum Theater, dem Film, den Kollegen und ihr Wissen über „das Leben hinter den Kulissen“ einzubringen. Sie reflektiert über den Umgang der heutigen Generation mit dem Sterben bzw. mit der Verdrängung des Themas in der heutigen Zeit.

Es ist ein unterhaltendes, nachdenklich stimmendes, von einem abgeklärten Humor durchzogenes Buch daraus geworden. Nicht gerade für den schnellen, flüchtigen Leser gedacht und auch nicht als Lektüre an südlichen Stränden unterm Sonnenschirm. Aber als bereichernde Lektüre an einem trüben Tag im Hotelzimmer – oder vielleicht auch einer langen Bahnfahrt.

Das Buch ist auch als CD erhältlich.

Erika Pluhar: Verzeihen Sie, ist das hier schon die Endstation?

Dtv Verlag, 2003

Taschenbuch, 255 Seiten

ISBN 978-3423206006

Rezensiert durch Eleonore Zorn

Rezension: „Jahre im September“ von Marko Ferst

Das Buch „Jahre im September“ mischt Gedichte und Erzählungen, Reiseeindrücke und politische Essays.

Die poetischen Reiseberichte und Landschaftsbilder entführen den Leser in den Spreewald, nach Tilsit und nach Öland, nach Polen und in den Ural, in die Tundra, zum Winterhimmel der Arktis. Farben, Nebel, hingestreute Birken. Hier werden Impressionen wie Farbtupfer einer impressionistischen Malerei aufs Papier geworfen, um ein Landschaftsbild zu ergeben. Beispielsweise in dieser Beschreibung der Krummen Lake bei Berlin-Müggelheim:

Krumme Lake

Gefügt in Grün
und Wälderdickicht
schilfumringtes Wasser
am Ufer Birkenfrisch
Gelb am Boden
winzige Blüten
Vogelbeeren im Schatten
Farne sprießen auf Morast
ausgedehnte Erlenzüge
Graureiher versteckt

Mit Eulenschild
ist alles geschützt
baden gilt als illegal
im Minutentakt
schrammen Flugzeuge
tief über Wipfel
Räder ausgeklappt
willkommen im Vogelschutzgebiet!
Blech und Krach am Himmel
Schwimmer finden sich ein
bei Sommerglut

[...] (S. 68)

Leider vermischt sich die Schönheit der Natur oft mit den Zeichen ihres Verfalls: schmelzende Gletscher, Frühling schon im Februar, Anstieg des Wasserspiegels. Die Farben und Gesänge der Zugvögel verlöschen hinter dem Horizont.

Die politischen Essays wehren sich gegen eine „kurzsichtige Sozialpolitik zu Lasten der Kommenden“, eine Politik, die „die Bande zwischen den Generationen zerfetzt“, kritisieren die Bankenkrise, den Teuro, Lobbyismus in der EU, den Afghanistan-Krieg, die Angreifbarkeit Deutschlands durch seine Atomkraftwerke, die stille Inflation, „koloniale Phantomschmerzen Frankreichs“, Hartz IV, das diejenigen bestraft, die Geld gespart haben, käufliche Bundeskanzler, die „weichgepinselte Berliner Regierung“, die Dummheit der Politiker im Allgemeinen und Speziellen. Die verfehlte Klimapolitik schreibt die Geschichte der Sintflut neu. Aktuelle Trends, aktuelle Verfehlungen, aber auch historische Ereignisse wie der 2. Weltkrieg oder die Brandschatzungen der Wikinger auf dem deutschen Festland werden kritisiert. Jammern und Kritik herrschen vor, konstruktive Vorschläge zur Verbesserung muss der Leser sich oft selbst dazu denken. In „Das Treibhaus öffnen“ (S. 107) wird empfohlen, „Wasser, Wind und Sonne“ ins eigene Haus zu speisen, „auf blauschwarzen Tafeln“ „Sonnenlicht zu fangen“ und die „Pfade in eine solare Republik“ zu betreten. „Freiheit in Verantwortung“ (S. 119) entsteht aus Ratlosigkeit und nicht geübten Predigten, die entsteht aus Wissen und Einsichten, das Überschreiten der eigenen Grenzen in die Grenzenlosigkeit. Das Gedicht „Die Operation“ (S. 98) ist sehr persönlich und gibt dem Buch einen Anklang von Tagebuch.

Insgesamt entsteht das Bild einer Welt, die bereits den Abhang zum Verderben herunter rutscht wegen der Fehler der anderen, der Politiker, weil überall Mord und Gier herrschen und die Unvernunft. Die Unschuldigen sterben, die Reichen bereichern sich. Durch die Mischung der Texte wird der Gegensatz zwischen unschuldiger Natur und zerstörendem Menschen umso deutlicher. Während die Landschaften alle schön und abwechslungsreich sind auf unserem Planeten, herrscht in allen Himmelsrichtungen der zerstörerische Mensch über eine „todgeweihte Zivilisation“.

Marko Ferst: Jahre im September
Edition Zeitsprung, Berlin 2017
Taschenbuch, 212 Seiten
ISBN 978-3-744855020

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

| | | | |
|-----------------------------|---|---|---|
| Datum | 15.07.2018 | 01.08.2018 | 01.08.2018 |
| Name | So stark bin ich! | FutureJobs | Pest, Tod und Wunderheiler |
| Genre | Unveröffentlichte Texte | Kurzgeschichten oder „Texte aller Art“ | Mittelaltergeschichte (unveröff.) |
| Thema | »So stark bin ich!« | Perspektive junger Menschen auf die Arbeitswelten der Zukunft | ungewöhnliche und originelle Geschichten zum Thema „Pest“ im Europa des Mittelalters |
| Umfang | Max. 5 A5-Seiten | Max. 6.000 inkl. Leerzeichen | Pro Autor/in nur 1 Text; max. 40.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) |
| Form | Name, Anschrift (auch Mailadresse) und Alter angeben; per Mail (doc-Datei als Anhang) mit dem Stichwort ‚So stark bin ich‘ | aussagekräftiger Titel (nicht FutureJobs!); gängiges Textformat (.doc, .docx, .rtf, .odt), kein pdf | möglichst authentische Darstellung der historischen und medizinischen Aspekte; Autorennamen, Adresse & E-Mail auf Manuskript; separate Kurzbiographie |
| Preis | Anthologie-Veröffentlichung; 1.) 250 €, 2.) 150 €, 3.) 100 €, 4.-10.: Buchpaket | Sachpreise | Veröffentlichung in einer Mittelalter-Anthologie |
| Teilnehmer | Menschen mit Behinderung ab 15 Jahre | Jugendliche und junge Erwachsene (12-26 J.) | |
| Veranstalter | Geest-Verlag, Verlag für engagierte Literatur | Wissenschaftsjahr 2018 – Arbeitswelten der Zukunft | Burgenwelt Verlag |
| einsenden an | info"at"geest-verlag.de oder an Geest-Verlag, Wettbewerb ‚So stark bin ich‘, Lange Straße 41a, D-49377 Vechta | per E-Mail an redaktion"at"lizzynet.de | Mail mit Betreff: Pest an service"at"burgenweltverlag.de |
| nähere Informationen | http://geest-verlag.de/ausschreibungen/geest-verlag-schreibt-aus-so-star oder Geest-Verlag, Alfred Büngen, Tel. 04447/856580 info"at"geest-verlag.de | www.lizzynet.de/wws/schreibwettbewerb-futurejobs.php | https://burgenweltverlag.de/ausschreibungen.html |

| | | | |
|-----------------------------|---|--|---|
| Datum | 28.08.2018 | 31.08.2018 | 31.08.2018 |
| Name | Die Stimmen der Liebe | Dichterleben dichter leben / dicht erleben | Alien Eroticon - erotische Science Fiction |
| Genre | Erzählungen und Gedichte | Kurzgeschichte oder Gedichte | Kurzgeschichten, erotische SF, Cyberpunk, Dystopien (unveröff.) |
| Thema | Liebe | Dichterleben! | außerirdische Erotik, Liebe, Leidenschaft |
| Umfang | Max. 15 Gedichte, Prosa max. 20 Seiten | Pro Autor/in nur ein Prosatext (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), drei Gedichte | Pro Autor/in nur ein Text; 18.000-40.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) |
| Form | Beiträge mit Name und Adresse; Einsendung mit Kennwort: Liebe | Emailbetreff: Titel der Ausschreibung und das Genre der Einsendung; Word-, Open Office, Text oder RTF-Format; Kurzbiographie | Manuskript mit Autorename, Adresse & E-Mail; 12pt, Times New Roman, linksbündig, keine Formatierungen, evtl. Kursivschreibung; .rtf, .doc, .odt, kein pdf |
| Preis | Buch- und Sachpreise; Veröffentlichung im geplanten Buch | Veröffentlichung in einem Buch oder dem Blog | Veröffentlichung in einer Anthologie |
| Teilnehmer | | | |
| Veranstalter | | Redaktion zugetextet.com | Eridanus-Verlag |
| einsenden an | literatur"at" literaturpodium.de | redaktion.blogmag"at" zugetextet.com | sf.eridanus"at" kritzelkunst.de mit dem Betreff „Alien Eroticon“ |
| nähere Informationen | www.literaturpodium.de | www.zugetextet.com/ ?p=3567 Teilnahmebedingungen: www.zugetextet.com/ ?page_id=191 | https://eridanusverlag.de/ausschreibungen.html |

| | | | |
|-----------------------------|---|--|--|
| Datum | 31.08.2018 | 31.08.2018 | 10.09.2018 |
| Name | Wachtberger Kugel 2019 - Preis für komische Lyrik | 8. Bad Godesberger Literaturwettbewerb | Vierter Lyrikmond-Wettbewerb - dritte Etappe |
| Genre | Komische Lyrik (heitere, witzige, komische Gedichte) (unveröff.) | alle literarischen Gattungen: Lyrik, Prosa, Drama etc. (unveröff.) | Gedicht (unveröff.) |
| Thema | | frei | Thema frei, muss auf eine der über 100 Themen-seiten bei www.lyrikmond.de passen |
| Umfang | Eines oder mehrere Gedichte, max. 5.000 Zeichen (ohne Leerzeichen) | 8-10 Normseiten | maximal drei Gedichte |
| Form | Deutschsprachig; Arial, 12 Punkt, Zeilenabstand mind. 1,25 Zeilen; anonyme Einreichung durch Kennwort auf Text; Datei namens »Person« als E-Mail-Anhang oder geschlossenem Briefumschlag mit persönlichen Daten: Name, Postanschrift, Telefon, E-Mail, Kennwort, Titel der Gedichte; Kurzbiographie max. 300 Zeichen; Bei E-Mail-Einsendung die Gedichte in einer einzigen Datei »Gedichte«; beide Dateien als doc- und pdf-Datei | in 5-facher Ausfertigung, ein Deckblatt mit Deckblatt-Vorlage, Name, Kontaktdaten, Titel der Einsendung; Texte anonymisiert einreichen | Gedichte nur einzeln einschicken! |
| Preis | Preisgelder insgesamt 1.200 €; Veröffentlichung in Anthologie | Geldpreise von gesamt 1.000 €; Veröffentlichung als Anthologie | 30 Buchpreise, drei Preise zu je 150€ |
| Teilnehmer | Mind. 18 Jahre alt | | |
| Veranstalter | DiWa – Dichtung in Wachtberg e.V. | Parkbuchhandlung | Lyrikmond |
| einsenden an | Lyrik”at”wachtberger-kugel.de oder »Wachtberger Kugel«, p. Adr. Herbert Reichelt, Am Rosenhain 21, D-53343 Wachtberg | in der Parkbuchhandlung abgeben oder per Post an Parkbuchhandlung, Koblenzer Str. 57, D-53173 Bonn | www.lyrikmond.de/wettbewerb-2018.php |
| nähere Informationen | www.wachtberger-kugel.de Lyrik”at”wachtberger-kugel.de | www.parkbuchhandlung.de/veranstaltungen/literaturwettbewerb/ | www.lyrikmond.de/wettbewerb-2018.php |

| | | | |
|-----------------------------|--|--|---|
| Datum | 15.09.2018 | 15.09.2018 | 30.09.2018 |
| Name | Literarischer März | Literaturausschreibung zum 20jährigen Jubiläum der Leselupe | Alles ist im Fluss |
| Genre | Lyrik | unveröffentlichte Romane, die Frauen begeistern | |
| Thema | | | Flussgedichte und Fließgewässergeschichten |
| Umfang | bis zu 12 Gedichte | 50.000-100.000 Wörter | Max. 1 Text mit max. 5.000 Zeichen inkl. Leerzeichen |
| Form | | Roman mit Exposé und Kurzvita als pdf oder Word; Vorlage: www.leselupe.de/img/Vorlage-Bewerbungsunterlagen-20-Jahre.doc | |
| Preis | Leonce-und-Lena-Preis (8.000 €) und die Wolfgang-Weyrauch-Förderpreise (8.000 €) | Verlagsvertrag mit 5.000€ Garantiehonorar beim FeuerWerke Verlag, oder eine von drei Agenturvertretungen „deluxe“ im Wert von je 1.750€ in der Agentur „Leselupe“ | Für die ersten drei Plätze gibt es Sachpreise; der Gewinnerbeitrag wird im EuroNatur-Magazin abgedruckt |
| Teilnehmer | deutschsprachige Autor/innen, die nicht vor 1983 geboren sind | | |
| Veranstalter | Stadt Darmstadt | Leselupe | EuroNatur |
| einsenden an | Bewerbungsformular: www.literarischer-maerz.de/bewerbung/ | per Email an literaturausschreibung "at"leselupe.de mit dem Betreff „Ein Feuerwerk für 20 Jahre Leselupe“ | unter Angabe des Betreffs „EuroNatur-Schreibwettbewerb“ an schreibwettbewerb"at" euronatur.org |
| nähere Informationen | www.literarischer-maerz.de/ | www.leselupe.de/20JahreLeselupe.php www.leselupe.de/img/Teilnahmebedingungen-Literaturausschreibung-20-Jahre-Leselupe.pdf | www.euronatur.org/unsere-themen/schreibwettbewerb/Teilnahmebedingungen: www.euronatur.org/fileadmin/docs/Schreibwettbewerb/2018/Teilnahmebedingungen_Schreibwettbewerb_2018.pdf christian.stielow"at" euronatur.org |